



# Städtische Räume als Topoi sozioethischer und religionswissenschaftlicher Reflexion

Walter Lesch

Der größte Teil der Menschheit lebt heute in Städten unterschiedlicher Dimensionen. Städte sind seit jeher Versprechen verlockender Lebenschancen, aber auch Orte des Scheiterns und der Vereinsamung, Motoren der beinahe grenzenlosen Entwicklung und der Zerstörung von natürlichen Grundlagen des Überlebens. Selbst wer den städtischen Zentren zu entfliehen versucht, bleibt auf ihre Infrastrukturen als den Knotenpunkten einer globalen Vernetzung angewiesen. Städte sind Symbole des technischen, medizinischen, wirtschaftlichen und kulturellen Fortschritts und zugleich jene Orte, an denen die Abgründe menschlicher Existenz und die Grenzen gesellschaftlicher Kooperation sichtbar werden. Zu einer Glorifizierung von Urbanität besteht deshalb ebenso wenig Anlass wie zu deren pauschaler Verteufelung. Städte sind Laboratorien der Zukunft und Erinnerungslandschaften einer mehr oder weniger weit zurückreichenden Vergangenheit.<sup>1</sup> Sie eignen sich daher in besonderer Weise für Fall-

---

<sup>1</sup> Der Autor dieses Beitrags wohnt und arbeitet in einer erst vor einem halben Jahrhundert gegründeten Stadt: Louvain-la-Neuve in Belgien. Diese kleine Universitätsstadt in der Nähe von Brüssel und Leuven ist ein Ergebnis des Sprachenstreits im ganzen Land und speziell in der alten Löwener Universität, in der für einige Jahrzehnte die niederländische und die französische Sprache koexistierten. Als der frankophone Teil in Flandern nicht länger geduldet war, kam es 1968 zur Spaltung und kurz darauf zum Neubau der *Université catholique de Louvain* südlich der Sprachgrenze in Fortführung der 1425 begründeten Universität sowohl in Leuven (*Katholieke Universiteit Leuven*) als auch in Louvain-la-Neuve. Es ist gewissermaßen die belgische Version des Schicksals von Oxford und Cambridge (1209), allerdings in einem völlig anderen historischen Kontext und unter den Vorzeichen sprachlicher Identitätsmarkierung. Seit 2016 besteht zwischen Leuven und Louvain-la-Neuve eine Städtepartnerschaft. Die beiden »*sister universities*« kooperieren eng miteinander.

studien für die Forschung in zwei Fächern, die oft nur am Rande auf ihre Einbettung in städtische Kontexte hinweisen, die aber doch in hohem Maße von den Voraussetzungen städtischen Zusammenlebens geprägt sind. Gemeint sind die sozialetische und die religionswissenschaftliche Sicht auf die moderne Gesellschaft mit ihren normativen Orientierungsproblemen.

Die Vorliebe für bestimmte Städte sagt viel über die Interessen und Arbeitsweisen eines Menschen. Wer in universitärer Lehre und Forschung beheimatet ist, hat oft das Privileg, in einer Stadt zu leben, in der die Rhythmen eines akademischen Jahres den Takt vorgeben und Gebäude, Forschungseinrichtungen und kulturelle Angebote die Qualität des Alltags beeinflussen. Wir sollten den Trugschluss vermeiden, die Idylle einer europäischen oder nordamerikanischen Universitätsstadt für den Normalfall des Lebens in Städten zu halten. Die ganze Bandbreite urbaner Wirklichkeiten lässt sich nicht im Brennpunkt eines kleinen Textes einfangen. Die folgenden Überlegungen konzentrieren sich auf zwei Fragen, die sich aus der Arbeit zweier theologisch relevanter Teildisziplinen ergeben. Es ist die Frage nach den Möglichkeiten und Hindernissen einer gerechten Gesellschaft unter den spezifischen Voraussetzungen von Städten.<sup>2</sup> Und es ist die Frage nach der Rolle, die Religionen in diesen Zusammenhängen spielen.<sup>3</sup>

## 1. Städte als Orte der Gesellschaftsethik

Als wissenschaftliche Disziplin, die sich mit gesellschaftlichen Phänomenen sowie mit den Steuerungsmechanismen von Politik und Wirtschaft befasst, hat die Sozialetik keinen exklusiven Blick auf städtische Realitäten. Gerechtigkeitsfragen im ländlichen Raum sind nicht weniger relevant. Wenn es dennoch eine gewisse Vorliebe für den Kontext der Stadt gibt, dann dürfte dies auch daran liegen, dass hier die Institutionen beheimatet sind, deren Tätigkeiten und Entscheidungen weit über die Grenzen der jeweiligen Stadt hinauswirken. Kommunale, regionale, nationale und transnationale Verwaltungen, Parlamente und Gerichte sind in der Regel

---

<sup>2</sup> Vgl. hierzu den Themenschwerpunkt »Ethik in der Stadt« 2015.

<sup>3</sup> Vgl. Lanz 2013, 299–317.

in größeren Städten angesiedelt. Das gilt ebenso für Produktionsstätten, Firmensitze, Kliniken, Schulen und Universitäten, Bibliotheken, Theater und Konzertsäle. In Städten verdichten sich die Strukturen komplexer Gesellschaften und die Räume für Wohnen, Arbeit und Freizeit. Städte sind attraktiv, weil sie eine Fülle von Funktionen und Optionen anbieten, deren Lokalitäten leicht erreichbar sind. Diese Konzentration von Möglichkeiten trägt zu einem ganz besonderen Lebensgefühl bei: im optimalen Fall zu dem Stolz, Teil einer städtischen Gemeinschaft zu sein, die ihren Mitgliedern eine breite Palette von Chancen der Selbstverwirklichung und der Kooperation zur Verfügung stellt.<sup>4</sup>

Das Leben in großen Städten begünstigt einerseits das Untertauchen in einer anonymen Masse, sensibilisiert andererseits aber auch für die Abhängigkeit vom Wohlwollen der anderen Bewohner und vom Funktionieren einer effizienten Infrastruktur sowie einer erfolgreichen Wirtschaft. Die Freiheit von Bürgerinnen und Bürgern der Städte steht in dem Spannungsfeld von Eigeninitiative und Angewiesenheit auf entgegenkommende Strukturen. Damit entzaubert die Stadt den modernen Mythos vom grenzenlos selbstbestimmten Individuum und erinnert an die Vorteile einer Gemeinschaft, die ihre Mitglieder solidarisch unterstützen kann, wenn dies notwendig ist.

Das Zusammenspiel von Gestaltungsspielräumen und rigiden Vorgaben ist besonders deutlich beim Grundbedürfnis des Wohnens erkennbar.<sup>5</sup> Menschen ziehen in Städte, um möglichst in der Nähe von Ausbildungsstätten, Arbeitsplätzen und Freizeiteinrichtungen zu wohnen und ihren persönlichen Traum von einer geschützten Privatsphäre zu verwirklichen. Das Projekt eines idealen und hochgradig individualisierten Wohnraums könnten sie wahrscheinlich leichter und kostengünstiger außerhalb der städtischen Ballungsräume in Eigenregie durchführen. In den Städten müssen sie sich mit vorgegebenen Bauformen, eventuell Auflagen des Denkmalschutzes und anderen Richtlinien arrangieren.

---

<sup>4</sup> Vgl. zur kollektiven Identität von Städten: Bell / de Shalit 2011. Dazu gibt es faszinierende Fallstudien zu Jerusalem, Montreal, Singapore, Hong Kong, Beijing, Oxford, Berlin, Paris und New York.

<sup>5</sup> Für mich persönlich ist Klaus Bieberstein nicht nur der großartige Wissenschaftler, dessen akribische Arbeit ich bewundere. Er ist auch derjenige, der mir als Student vor 40 Jahren den Kontakt zu meinem ersten Tübinger Vermieter vermittelt hat. So konkret ist die Ethik des Wohnens.

Städtische Wohnformen spiegeln nur teilweise die persönlichen Vorlieben ihrer aktuellen Bewohner. Sie transportieren immer auch städtebauliche Konzepte, gewachsene Nachbarschaften und langfristige politische und wirtschaftliche Entscheidungen und Investitionen. Spätestens hier sollte deutlich geworden sein, dass sich die Sozialethik als kritische Theorie einer gerechten Gesellschaft auf ihrem ureigenen Terrain befindet.<sup>6</sup> Wer sich mit städtischen Lebenswelten auseinandersetzt, stößt notgedrungen auf die Frage einer fairen Verteilung der Lasten und Chancen unter den Voraussetzungen des Zusammenlebens auf relativ engem Raum.

Städte (und Kommunen auch außerhalb der Städte) sind die kleinsten Einheiten politischer Beteiligung und Entscheidungsfindung. Ohne funktionierende kommunalpolitische Strukturen kann es keine Demokratie auf den übergeordneten Organisationsebenen geben. Viele politische Vorgaben bleiben abstrakt, wenn sie nicht auf der kommunalen Ebene zur Umsetzung kommen. So tragen beispielsweise die Kommunen die Hauptlast der Aufnahme und Versorgung von Geflüchteten in der Koordination mit Landes- und Bundesbehörden. Ohne die Leistungsfähigkeit kommunaler Zentren und Dienste und ohne die Mitwirkung der Bewohnerinnen und Bewohner kann keine Willkommenskultur und keine Integration von oben verordnet werden. Städte sind somit Laboratorien demokratischer Willensbildung und Akzeptanz, Orte von Protest und Solidarisierung. Die für jede Demokratie zentrale Hypothese des öffentlichen Raums, in dem von Entscheidungen betroffene Menschen sich organisieren, diskutieren und beraten, gewinnt in der Stadt Gestalt in Form von Straßen, Plätzen und Versammlungshallen, ganz besonders natürlich in jenen Städten, die als politische Entscheidungszentren für diese Funktion ausgestattet sind, aber auch in jeder anderen großen und kleinen Stadt, in der die Bewohner als mündige Subjekte ernst genommen werden.

Die Verflechtung von Gestaltbarkeit und Vorgegebenheit ist an der wirtschaftlichen Dynamik einer Stadt gut abzulesen. Handwerkliche Betriebe und größere Unternehmen brauchen Flächen zum Aufbau ihrer Produktionsstätten und deren Anschluss an die Logistik des Vertriebs.

---

<sup>6</sup> Vgl. stellvertretend für die vielen Arbeiten eines prominenten Stadtforschers: Sennett 2018. Es ist erstaunlich, dass die Stadtsoziologie in der Sozialethik (anders als in der Praktischen Theologie) nur gelegentlich rezipiert wird. Eine wichtige Ausnahme ist diese Freiburger Dissertation: Skala 2015.

Weil Städte an den dadurch entstehenden Arbeitsplätzen und an den Steuereinnahmen ein vitales Interesse haben, gibt es gute Gründe für ein faires Aushandeln gewinnbringender Vereinbarungen, die zur Qualität des urbanen Netzwerks beitragen. Große Betriebe werden im Bewusstsein ihrer Bedeutung für den Arbeitsmarkt fordernder auftreten können als kleinere Unternehmer. In jedem Fall wird es aber darauf ankommen, die für alle Akteure geltenden politischen Rahmenbedingungen zu respektieren. Wenn die Balance gelingt, gehören wirtschaftlich erfolgreiche Unternehmen genauso zum Erscheinungsbild einer Stadt wie berühmte Bauwerke, kulturelle Traditionen und renommierte Forschungs- und Bildungsinstitutionen. Das Miteinander zeigt sich nicht zuletzt, wenn Firmen als Sponsoren auftreten und eigentlich unabhängige Akteure wechselseitig vom Image des jeweiligen Kooperationspartners profitieren.

Wenn Sozioethik ein Problem damit hat, ihren abstrakten Gegenstand mit dem Namen Gesellschaft in den Blick zu bekommen, so steht ihr das konkrete Anschauungsmaterial in Gestalt der Stadt zur Verfügung. Städte sind wegen ihrer Größe und Komplexität genügend repräsentativ, um als Miniaturausgaben der Gesellschaft betrachtet zu werden, in die sie eingebettet sind. Keine Stadt kann sich der Illusion hingeben, in völliger Autarkie allein ihr unverwechselbares Profil ohne Rücksicht auf den Rest der Welt zu schärfen. Dafür ist sie viel zu sehr auf den sie umgebenden ländlichen Raum angewiesen und auf die Zusammenarbeit mit anderen Städten, die ebenfalls Knotenpunkte eines Netzes globaler Mobilität von Menschen, Dienstleistungen, Waren und Finanzströmen sind. Obwohl die Zeit städtischer Selbstherrlichkeit vorbei ist, repräsentiert jede Stadt wie in einem Brennpunkt die Probleme und Hoffnungen, die auch andernorts diskutiert werden. Jede Stadt eröffnet als strukturierter Mikrokosmos den Zugang zu kosmopolitischen Dimensionen. Die Stadtsoziologie gehört nicht ohne Grund zu den frühesten Spezialisierungen im weiten Feld sozialwissenschaftlicher Forschung, weil die Stadt wie kein anderer Untersuchungsgegenstand relevante Erkenntnisse über die Funktionsweise der modernen Gesellschaft in eine praktisch orientierte Wissenschaft einbringt.

Stadtsoziologen haben die Muster räumlicher Strukturierung exemplarisch sichtbar gemacht, indem sie zeigen konnten, wie Städte kontrolliert wachsen oder wild wuchern, die Koexistenz von Armen und Reichen gestalten, Fremde aufnehmen oder ausschließen, Symbole von Macht und

Herrschaft schaffen, kulturell produktiv werden, Perioden der Blüte, der Krise und Verfalls kennen. Das Interessante an Städten ist also nicht allein deren Beständigkeit über lange Zeiträume, sondern deren Reaktionen auf immer neue Herausforderungen. Ehemals arme Stadtteile können die Begehrlichkeit neuer Investoren wecken und im Zuge der Gentrifizierung eine ganz wohlhabende Klientel anlocken. Pulsierende Zentren können veröden und bestenfalls noch den nostalgischen Charme besserer Zeiten ausstrahlen. Aus städteplanerischer und sozialetischer Sicht lösen diese Entwicklungen die Frage nach der Gestaltbarkeit von Prozessen aus, in denen Verantwortungsträger nicht immer leicht zu identifizieren sind. Der perfekte planerische Durchblick ist wohl immer mit der totalitären Versuchung verbunden, eine ideale Stadt am Reißbrett entwerfen zu können und alle störenden Faktoren zu eliminieren. Der Mythos der Großstadt hat sich solchen Allmachtsphantasien immer durch seine chaotischen und unvorhersehbaren Tendenzen widersetzt. Städte sind keine technisierten Wohnmaschinen und bleiben als verletzte Gebilde immer für gute und schlechte Überraschungen gut.

Eines der wichtigsten in einer Gesellschaft zu verteilenden Güter ist die Zugehörigkeit zu einer Gemeinschaft, deren kollektive Verfasstheit über die Zukunftschancen der Mitglieder mitentscheidet.<sup>7</sup> Für viele ist die Stadt ein Sehnsuchtsort, der das Leben zum Besseren wenden soll, weil er all die Möglichkeiten bietet, die außerhalb dieser privilegierten Umgebung unerreichbar sind. In der Stadtforschung wird dieser ethisch relevante Aspekt unter dem Titel »Recht auf Stadt«<sup>8</sup> diskutiert – eine stimulierende Idee für eine Sozialethik der Menschenrechte und des Gemeinwohl. Da Städte nicht mehr von hohen Schutzmauern umgeben sind, ist der Zugang prinzipiell eine Frage der freien Entscheidung und der Finanzierbarkeit des Aufenthalts. Eine städtische Gemeinschaft ist kein Club, der seine Mitglieder nach elitären Standards auswählt. Aber man muss sich die Wohnung auf längere Sicht leisten können, kommt vielleicht zunächst in einem weniger teuren Viertel unter und versucht von dorther den sozialen Aufstieg. Der primäre Ort städtischen Gemeinschaftslebens sind Nachbarschaften, deren Zusammensetzung von mehreren Einflussfaktoren abhängt: von der Weitergabe einer Wohnung von einer Generation an die nächste, von Wegzug und Leerstand, von Angebot und Nachfra-

<sup>7</sup> Vgl. zum gerechtigkeits-theoretischen Hintergrund: Walzer 1992, 65–107.

<sup>8</sup> Die These geht zurück auf Lefebvre 1968.

ge sowie den sich daran orientierenden Preisen. In der Regel dürfte der Mietpreis oder Kaufpreis über das Bewerberfeld entscheiden. Dass diskriminierende Aspekte wie Herkunft oder Hautfarbe bei der Auswahl von Mietern oder Käufern ins Spiel kommen, ist nicht auszuschließen, widerspricht aber den Wettbewerbsregeln.

Die Affinität von Menschen in der Nachbarschaft bleibt durch viele Zufälle geprägt. Nachbarn sucht man sich nicht aus. Sie sind Gleiche unter Gleichen, mit ihren Stärken und Schwächen, ihren sozialen Kompetenzen und ihren irritierenden Verhaltensweisen. Auch in dieser Hinsicht ist die Stadt ein Sinnbild gesellschaftlichen Zusammenlebens insgesamt, in dem es zwar Gefühle von Verbundenheit und Zugehörigkeit gibt, aber immer unter der Voraussetzung, dass Menschen miteinander auskommen müssen, die einander fremd sind und die sich nicht spontan sympathisch finden müssen. Sie organisieren sich über gemeinsame Interessen: im Einsatz für die Lebensqualität im Viertel und in der Abwehr von als störend empfundenen Eingriffen. In der nicht bis ins kleinste Detail planbaren Alltagsrealität des Zusammenlebens von Fremden findet der sozial-ethische Ernstfall der modernen Gesellschaft statt: die Kultivierung von Respekt und Toleranz, Diskretion und Solidarität als Möglichkeitsbedingungen von Vielfalt und individuell verantworteter Lebensführung.

Was zunächst wie ein Gehäuse engmaschiger Strukturen aussieht, die sich nur schwer verändern lassen, hat durchaus Aussichten auf kreative Gestaltung und menschengerechte Veränderung. Die Modelle der Stadtplanung sind Gegenstand politischer Einflussnahme und Steuerung. Stadtplaner und Architekten tragen eine unmittelbare Verantwortung für die fairen Rahmenbedingungen einer Gesellschaftsethik, die gute Wohnverhältnisse für alle postuliert und die Qualität des Wohnraums als einen wesentlichen Aspekt gelingenden Lebens anerkennt. Menschen wohnen nicht in beliebig auswechselbaren Containern, sondern sehnen sich nach einer sicheren gebauten Umgebung, die den Ansprüchen sozialer Interaktion, ökologischer Verträglichkeit und ästhetischer Gestaltung gerecht werden sollte.<sup>9</sup> Mit dem Verständnis von Wohnen als einem Grundbedürfnis und Menschenrecht verfügen wir über eine starke normative Vorgabe, die in vielen Städten der Welt nicht konsequent berücksichtigt, oft nicht einmal ansatzweise gedacht wird. Wer Wohneinheiten unter dem

---

<sup>9</sup> Vgl. die Beiträge in Fox 2000.

Gesichtspunkt der Profitmaximierung plant, wird eine Sozialethik der Stadt als Schwärmerei abtun und auf eine harte Wirklichkeit verweisen, die in erster Linie von Marktgesetzen gesteuert wird und zynisch menschenunwürdige Verhältnisse in Kauf nimmt.

Trotz aller skeptischen Anmerkungen zu den negativen Seiten einer Gesellschaftsentwicklung, die gerade in Städten dramatisch erfahrbar wird, gibt es die vielen positiven Beispiele einer Lebensqualität durch angenehm und kommunikativ gestaltete Stadtviertel und Wohnungen, die möglichst vielen Menschen zugänglich sind und nicht auf einen kleinen Kreis von Privilegierten beschränkt werden, die sich hinter Absperrungen auf einem durch Überwachungskamera kontrollierten Terrain verbarrikadieren. Derartige *gated communities* sind mit dem Geist der Freiheit und Demokratie nicht vereinbar. Dennoch gibt es diese Enklaven auch in westlichen Gesellschaften als Inseln in einer als bedrohlich wahrgenommenen Welt.

Städte sind als differenzierte Raumstrukturen zu lesen, die nicht zuletzt nach normativen Kriterien organisiert sind. Städtische Räume erschließen sich nach den Regeln eines Zeichensystems, mit dem sich Muster entwickeln lassen: Texturen von Straßen, Plätzen und Gebäuden, teils repetitiv, teils innovativ. In diesen Räumen bewegen sich Menschen als Flaneure, Touristen oder Passanten unterwegs zu ihren jeweiligen Zielen. Sie begegnen einander oder quittieren die Existenz der anderen mit Indifferenz.

## 2. Vom Verschwinden der Religion

Anlässlich der Diagnose von Städten als exemplarischen Orten der Moderne ist bisher ein Phänomen noch nicht zur Sprache gekommen: die Religion. Der wichtigste Grund für den Aufschub ist die Notwendigkeit, diesem Aspekt besondere Aufmerksamkeit zu widmen, um ihn nicht in der Fülle der Eindrücke untergehen zu lassen.<sup>10</sup> Menschheitsgeschichtlich sind Religionen und Stadtkulturen eng miteinander verwoben, da Städte als Versammlungsorte immer schon herausragende Bühnen öffentlich in-

---

<sup>10</sup> Vgl. Sievernich/Wenzel 2013.



szenierter religiöser Praxis waren.<sup>11</sup> Viele Städte von Weltrang sind bis heute Stein gewordener Ausdruck von Kulturen, die das Gesicht einer Stadt geprägt haben. Tempel, Kirchen, Kathedralen, Moscheen und andere religiöse Gebäude wurde zu den zentralen Referenzpunkten in der Textur, die um solche Bauwerke herum Gestalt angenommen hat. Selbst in den Metropolen, die inzwischen vor allem wegen anderer Merkmale bekannt sind, lassen sich die Spuren des religiösen Zeichensystems noch leicht erkennen. Sie sind übrigens wegen ihrer symbolischen und ästhetischen Qualitäten Attraktionen eines Städtetourismus geblieben, der Religion als wichtigen sichtbaren Bestandteil eines reichen kulturellen Erbes vermarkten kann.

Selbst wenn Religion im öffentlichen Raum weiterhin sichtbar präsent ist, so hat sie doch vor allem in der westlichen Welt ihren zentralen Stellenwert verloren. Nach der radikalsten Lesart des Säkularisierungsprozesses ist sie tendenziell vom Verschwinden bedroht. Da die religiöse Bindung von Menschen in Städten schwächer wird, finden Gottesdienste mit immer weniger Teilnehmenden statt. An anderen Orten stehen Gotteshäuser leer und werden anderen Nutzungen zugeführt. Diese Momentaufnahme ist selbstverständlich zu unscharf und berücksichtigt nicht genügend die Nuancen, über die noch nachzudenken sein wird. Zur Skizzierung einer ersten Arbeitshypothese sei vorerst nur in Erinnerung gerufen, dass Religionen instinktiv immer schon eine skeptische Grundhaltung gegenüber Städten hatten, die als mögliche Orte der Versuchung und des Religionsverlusts angesehen wurden.<sup>12</sup> In der biblischen Mythologie der Apokalypse ist Babylon das Gegenbild zum himmlischen Jerusalem. In der aktuellen Populärkultur wirkt diese Wertung beispielsweise im Titel der Fernsehserie *Berlin Babylon* (ab 2017) nach, die in den späten 1920er Jahren spielt. Gemeint ist die alles verschlingende, gefährliche, von Sittenverfall und Skrupellosigkeit geprägte Metropole.

Im kollektiven Selbstverständnis eines konservativen französischen Katholizismus repräsentierte Paris dieses Sündenbabel, in dem Zugezogene aus der Provinz ihren Glauben verloren, sobald die Sozialkontrolle einer kleinräumigeren Gemeinschaft nicht mehr funktionierte, alternative Weltanschauungen in den Blick kamen, Erfahrungen von Prekarität alte Plausibilitäten auf die Probe stellten und sich neue Gewohnheiten

---

<sup>11</sup> Vgl. Rüpke 2020.

<sup>12</sup> Vgl. Ellul 1975.

einstellten, die auch ohne Kirchenbindung ein glückliches Leben versprachen. Die Einflüsse von Anonymität, Vielfalt und Chaos begünstigten das Zerschneiden herkömmlicher Selbstverständlichkeiten und förderten auf der anderen Seite das bewusste Festhalten an Traditionen, die es neu zu artikulieren galt. Die einfache Vorstellung von einer unausweichlichen Säkularisierung im Sinne eines unumkehrbaren Verschwindens der Religion wurde immer schon durch die Erfahrung widerlegt, wonach gerade Zugezogene und Einwanderer sich in großen Städten nach ethnischen und religiösen Affinitäten organisiert haben, ihre eigenen Stadtviertel gründeten und dort auch Orte der gemeinsamen Religionsausübung aufbauten.

Wenn die Stadtsoziologie als eine der frühen Spezialisierungen sozialwissenschaftlicher Forschung identifiziert wurde, so kann dieser Hinweis nun durch das ebenfalls früh erkennbare Interesse an Religionssoziologie ergänzt werden. Es sind zwei Teildisziplinen, die einander wohl nicht zufällig viel zu sagen haben und die einzeln und kombiniert wichtige Gesprächspartnerinnen für Sozialethik, Theologie und Religionswissenschaft sind. 1965 veröffentlichte der amerikanische Theologe Harvey Cox seinen bis heute diskutierten Bestseller *The Secular City* (deutscher Titel *Stadt ohne Gott?*), der als Kristallisationspunkt eines Lebensgefühls angesehen werden kann, das Religion in moderner Gesellschaft zu begreifen versucht.<sup>13</sup> Die Säkularisierungsthese bezieht sich in diesem Buch auf die Schwächung eines institutionalisierten Christentums, dessen Kirchen einen rapiden Mitgliederschwund feststellten. Die Pointe der von Cox vorgeschlagenen Interpretation ist nun aber gerade nicht das definitive Verschwinden von Religion, sondern deren Bedeutungswandel von der autoritär überwachten Bindung zur frei gewählten und experimentierfreudigen Praxis. Aus diesem Grund war das Buch in liberal-christlichen Kreisen über Konfessionsgrenzen hinweg so erfolgreich.

Trotz der noch zu bedenkenden neuen Formen religiöser Präsenz kann die nüchterne Feststellung eines Bedeutungsverlusts und einer kulturellen Transformation nicht völlig relativiert werden. Vorbereitet durch die religionskritischen Seiten der Aufklärung hatte die Religion spätestens mit der Industrialisierung und dem Aufkommen der politischen Weltanschauungen im 19. Jahrhundert mit konkurrierenden Ansprüchen zu

---

<sup>13</sup> Vgl. die Edition mit neuer Einleitung: Cox 1967.

kämpfen. Bahnhöfe und Fabrikhallen aus Glas und Stahl präsentierten sich stolz als »Kathedralen« eines neuen Zeitalters, das Fortschritt und Rationalität zu seinen Leitbildern erklärte. Im Verhältnis dazu sahen sich Vertreter religiöser Weltbilder in der Rolle der Fortschrittsbremsen und der Obskurantisten gedrängt. Die religionsfeindlichen Totalitarismen des 20. Jahrhunderts haben Tendenzen der Entchristlichung verstärkt oder gar erzwungen. Auch wenn Religion heute nicht offensiv bekämpft wird, sieht sie sich strukturell anderen Herausforderungen gegenüber. Mit ihren imposanten Bauwerken und dem Fundus einer nur mit der Kenntnis eines religiösen Zeichensystems dekodierbaren Kunst ist die Tradition einer Musealisierung ausgeliefert. Die Zeichen religiöser Ausdrucksformen sind noch da, allerdings oft ohne eine damit einhergehende Identifikation. Museen und Ausstellungshallen sind neue Ankerpunkte der Kontemplation und machen Kunst zum Religionsersatz. Kirchen werden als Konzertsäle immer noch geschätzt, wenn ihre Akustik den hohen Ansprüchen einer durch digitale Medien verwöhnten Aufführungspraxis gerecht wird.

Sofern Religion nicht mehr die Zentralperspektive einer modernen, aufgeklärten, pluralistischen und toleranten Gesellschaft hergibt, findet sie sich eher an den Rändern wieder. Der öffentliche Raum von Städten ist vielfältig zu nutzen, dient der Abbildung kultureller Diversität und kann keine Religion bevorzugt behandeln. Wo Religion zur Privatangelegenheit oder zur Aufgabe der jeweiligen Kultusgemeinschaft wird, entwickelt sich das ehemals monoreligiös dominierte Zeichensystem einer Stadt bunter und verwirrender. Religiöse Bauten sind in Eigenregie zu planen, zu finanzieren und zu verwalten – einschließlich des zugehörigen Personals, das prinzipiell auf der Gehaltsliste des öffentlichen Dienstes nichts zu suchen hat. In der Verwaltungspraxis vieler Länder sind die Dinge viel komplizierter, sogar in Frankreich, das mit seinem laizistischen Modell der Trennung von Staat und Religion als ein Extremfall der Säkularisierung gilt. Viele religiöse Bauten sind dort als Teil des nationalen Erbes staatlich zu unterhalten. Der spektakuläre Brand von Notre Dame in Paris hat im April 2019 an diese komplexe Gemengelage von nationaler Symbolik, religiösem Gehalt und staatlicher Zuständigkeit erinnert.

Zusammenfassend können wir vorerst feststellen, dass die Standarderzählung einer säkularistischen Moderne sich durch viele Beobachtungen

gerade im städtischen Raum untermauern lässt. Die neue Nutzung von profanierten Kirchenbauten als Buchhandlungen, Restaurants, Hotels, Fitnessstudios oder Markthallen signalisiert dies unmissverständlich. Übrigens kann es auch als ein Zeichen von Modernität und Rationalität angesehen werden, dass ein solcher Funktionswandel durch Profanierung kirchenrechtlich durchaus abgedeckt ist und von einem sturen Festhalten an einem archaischen Verständnis von sakralen Räumen nicht die Rede sein kann. Der Gehalt von städtebaulich sichtbar gemachter Religion reduziert sich nicht auf das Stein gewordene architektonische Monument, sondern ist an Menschen und an deren geliebte Überzeugungen gebunden.

### 3. Von der Rückkehr der Religionen

Wenn Individualisierung und Pluralisierung als Chancen gesehen werden, kann anstelle eines Bedeutungsverlusts ein Bedeutungswandel der Religionen in den Städten behauptet werden. In Abgrenzung zum umstrittenen Säkularisierungsparadigma ist heute viel von einer postsäkularen Konstellation<sup>14</sup> die Rede, die sich auch städtebaulich veranschaulichen lässt. Neue Bauprojekte werden lanciert, insbesondere seitens nichtchristlicher Gemeinschaften. Die Zuwanderung von Menschen mit islamischem Hintergrund hat unsere Gesellschaften nachhaltig verändert und die Diskussion über die sichtbare Präsenz des Religiösen neu entfacht. Was im Umgang mit Kirchen und Synagogen problemlos zu sein schien, wird angesichts von Moscheen und deren Minaretten zum Politikum, mit dem Rechtspopulisten ihre Anhänger mobilisieren.<sup>15</sup>

Die These der Postsäkularität geht davon aus, dass in einer weltoffenen Gesellschaft selbstverständlich auch das Recht auf freie Religionsausübung respektiert werden soll. Man muss die Glaubensauffassungen und Praktiken anderer Religionsgemeinschaften nicht teilen, um ihnen dennoch die Möglichkeit zu geben, ihre internen Ausdrucksformen in einem verfassungsrechtlich garantierten Rahmen von Freiheit und Diversität zu gestalten. Welche Ausmaße die Aversionen gegen dieses Grundrecht ha-

<sup>14</sup> Vgl. Molendijk/Beaumont/Jedan 2010; Beaumont/Baker 2011; Gómez / Van Herck 2012.

<sup>15</sup> Zur Situation des Islam in Belgien: Corre 2012.

ben, zeigte sich beispielsweise im Schweizer Minarettstreit, der 2009 in eine Volksabstimmung mündete, in der mehrheitlich für das Verbot des Neubaus von Minaretten votiert wurde. Dieses irritierende Ergebnis ist ein Signal für die Unsicherheiten, mit denen die Abkehr von einer klassischen Trennung der Angelegenheiten von Staat und Religion verbunden ist. Selbstverständlich gibt es behördliche Vorgaben auch für andere Bauprojekte. In diesem Fall ist aber die Integration einer ganzen Bevölkerungsgruppe in Frage gestellt, wenn dekretiert wird, dass Kirchtürme in die Stadtlandschaft passen, Minarette aber nicht.<sup>16</sup> Wer einerseits die Säkularisierung als eine unangemessene Abkehr von den angeblich christlichen Wurzeln einer »Leitkultur« kritisiert, andererseits andere Religionen diskriminiert, muss sich mit dem Problem auseinandersetzen, wie konsequent Grundrechte aller Menschen zu respektieren sind. In dieser Hinsicht haben europäische Gesellschaften noch einen langen Lernprozess vor sich, wenn sie die Beschwörung europäischer Werte nicht nur in Sonntagsreden verwenden wollen.

Moderne Städte sind längst in weltanschaulichen Angelegenheiten pluralistisch organisiert, kennen die Festkalender der unterschiedlichen Gemeinschaften, suchen nach Gemeinsamkeiten und loten Wege des Respekts der Unterschiede aus. Die Wahrung von Minderheitenrechten steht nicht im Widerspruch zu einer liberalen Grundhaltung, sondern ist deren Weiterentwicklung unter den Vorzeichen von kultureller Vielfalt, deren ernsthafte Anerkennung Flexibilität und Kreativität aller Beteiligten erfordert. In Quebec wurde dies als einzigartiges multikulturelles Experiment unter dem Titel der »*accommodements raisonnables*« verhandelt: pragmatische Anpassungen an die Lebensrealität von Angehörigen religiöser Minoritäten, seien dies nun orthodoxe Juden mit ihren Ritualen und Festtagen, muslimische Frauen mit Kopftüchern oder Sikhs, die als Polizisten nicht auf ihren Turban verzichten wollen.<sup>17</sup> In allen diesen Fällen gilt das

---

<sup>16</sup> Vgl. Tanner/Müller/Mathwig/Lienemann 2009.

<sup>17</sup> Bouchard/Taylor 2008. Ein wichtiger Bezugspunkt der Debatte ist der Abschlussbericht der Kommission, die von dem Historiker Gérard Bouchard und dem Philosophen Charles Taylor geleitet wurde: *Fonder l'avenir. Le temps de la réconciliation*, Quebec 2008. Dieser Bericht dokumentiert zahlreiche Praktiken des Umgangs mit Minoritäten im städtischen Raum. Wie die weitere Entwicklung zeigt, wurde die angestrebte gesellschaftlicher »Versöhnung« nicht erreicht. Die als Multikulturalismus kritisierten Hintergrundannahmen werden bis heute kontrovers diskutiert und politisch rückgängig zu machen versucht.

verfassungsrechtliche Gleichheitsgebot auch dann, wenn gruppenspezifische Praktiken möglich sind, die den Rechtsstaat ja nicht prinzipiell verwerfen.

Sofern Städte die Kraft haben, Unterschiede willkommen zu heißen, das Nebeneinander von Kulturen zu ertragen und deren Miteinander zu fördern, liegt in der postsäkularen Konstellation die Chance, religiöse Konflikte zu entdramatisieren und ihnen auf der Bühne des öffentlichen Lebens Ausdrucksmöglichkeiten zu geben. Dies scheint sinnvoller zu sein als die Verbannung der Religionen in kommunitaristische Ghettos. Religionen verändern sich, wenn sie miteinander und mit einer säkularen Umwelt kommunizieren. Diese Kommunikationschance ist es allemal wert, den schwierigeren Weg einer gelebten Toleranz zu gehen als den Weg des Versteckens von Unterschieden in einem sterilen öffentlichen Raum. Man sollte Stadtbewohnern zugestehen, dass sie neugierig sind im Auskundschaften und Differenzen und selbstbewusst genug in der ebenfalls möglichen Option für eine Haltung der Indifferenz, wenn sie sich diesen Phänomenen nicht beschäftigen wollen. Eine postsäkulare Gesellschaft feiert nicht das triumphale Comeback alter Traditionen, sondern deren Teilnahme an einem Diskurs, der Interessantes von Autoritärem und Kurioses von Irrationalem trennen wird. Es gehört in den Verantwortungsbereich von Stadtplanung und Architektur, solche Räume der Begegnung zu unterstützen und nicht im Keim zu ersticken.

#### **4. Zukunftspotenziale städtischer Strukturen und Lebenswelten**

Man kann Städte lieben oder hassen, in ihnen beheimatet sein oder aus ihnen fliehen. Eine Alternative zum urbanen Leben wird es im Maßstab der Weltbevölkerung nicht geben, viel eher die sozialetisch nachvollziehbar zu machende Verpflichtung, möglichst viele Städte, insbesondere die Megacities des globalen Südens mit ihren je mehr als 10 Millionen Einwohnern so zu bauen, dass die Lebensqualität der am meisten Benachteiligten wächst. Die Flucht in ein imaginiertes Naturparadies ist der Menschheit verwehrt, da uns in einer aus den Fugen geratenen Welt nirgendwo ein kompletter Rückzug aus der Vernetztheit der Weltgesellschaft gelingt. Grüne Parklandschaften und Gärten sind in den Städten Refugien zur Erholung, schwache Abbilder eines Ideals vom Garten Eden und

auf jeden Fall Orte domestizierter Natur. In einem unaufhaltbaren Expansionsdrang haben alte Städte ihre Befestigungsgräben zugeschüttet und ihre Mauern und Tore niedergerissen. Sie sind heute offene Räume, die aber immer noch über Mechanismen der Exklusion verfügen und sich darüber verständigen müssen, wie ihre Regelungen von Zugehörigkeit aussehen sollen.

Dieser Text entstand Ende März 2020 in der häuslichen Quarantäne während der beinahe weltweit verordneten Maßnahmen zur Eindämmung der Corona-Pandemie. Wer sich für einige Wochen nicht frei in seiner Stadt bewegen kann, keine Theateraufführungen und Konzerte besucht, nicht in Parks spazieren gehen und erst recht nicht in andere Städte reisen kann, entwickelt ein noch wacheres Gespür für den Wert städtischen Zusammenlebens – mit und ohne Religion. Wenn Menschenansammlungen potentielle Infektionsherde sind, wird die große Geste des Entwerfens städtischer Utopien für unbestimmte Zeit unterbrochen und gibt Zeit für das Nachdenken über ein nachhaltiges und menschenfreundliches Umgehen miteinander in der Zeit nach der Krise. Der definitive Rückzug in virtuelle Räume ohne den Reiz der Begegnung und ohne das sinnliche Erleben urbaner Lebenswelten kann für begeisterte Stadtmenschen auf die Dauer nicht die Lösung sein.

## **Literatur**

Beaumont, Justin / Baker, Christopher

2011 (Hg.) *Postsecular Cities. Space, Theory and Practice*, London / New York.

Bell, Daniel A. / de Shalit, Avner

2011 *The Spirit of Cities. Why the Identity of a City Matters in a Global Age*, Princeton.

Bouchard, Gérard / Taylor, Charles

2008 *Fonder l'avenir. Le temps de la réconciliation*, Quebec.

Corre, Jean-Michel

2012 *L'Islam au cœur de nos villes. Entre foi et identité, peurs et revendications, pour une intégration citoyenne*, Charleroi.

Cox, Harvey

- 2013 *The Secular City. Secularization and Urbanization in Theological Perspective*, Princeton.

Ellul, Jacques

- 1975 *Sans feu ni lieu. Signification biblique de la Grande Ville*, Paris.

Sozialinstitut Kommende Dortmund

- 2015 *Amosinternational. Internationale Zeitschrift für Christliche Sozial-ethik* 9.3: Ethik in der Stadt, 3–34.

Fox, Warwick

- 2000 *Ethics and the Built Environment*, London / New York.

Gómez, Liliana / Van Herck, Walter

- 2012 (Hg.) *The Sacred and the City*, London / New York.

Lanz, Stephan

- 2013 *Stadt und Religion*, in: Mieg, Harald A. / Heyl, Christoph (Hg.): *Stadt. Ein interdisziplinäres Handbuch*, Stuttgart, 299–317.

Lefebvre, Henri

- 1968 *Le droit à la ville*, Paris.

Molendijk, Arie L. / Beaumont, Justin / Jedan, Christoph

- 2010 (Hg.) *Exploring the Postsecular. The Religious, the Political and the Urban*, Leiden.

Rüpke, Jörg

- 2020 *Urban Religion. A Historical Approach to Urban Growth and Religious Change*, Berlin / New York.

Sennett, Richard

- 2018 *Building and Dwelling. Ethics for the City*, London.

Sievernich, Michael / Wenzel, Knut

- 2013 (Hg.) *Aufbruch in die Urbanität. Theologische Reflexionen kirchlichen Handelns in der Stadt (Quaestiones Disputatae 252)*, Freiburg i.Br.

Skala, Dominik

- 2015 *Urbanität als Humanität. Anthropologie und Sozialethik im Stadtdenken Richard Sennetts*, Paderborn.



- Tanner, Mathias / Müller, Felix / Mathwig, Frank / Lienemann, Wolfgang  
2009 (Hg.) Streit um das Minarett. Zusammenleben in der religiös pluralistischen Gesellschaft, Zürich.
- Walzer, Michael  
1992 Sphären der Gerechtigkeit. Ein Plädoyer für Pluralität und Gleichheit, Frankfurt a.M. / New York, 65–107.